

# Über das Schreiben von Biographien\*

---

## I.

**I**m Januar 1786 reiste der junge Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein, der spätere preußische Reformers, nach England. Es war eine jener Reisen, die junge Adelige zu der damaligen Zeit unternahmen, um ihre Kenntnis der Welt zu erweitern und die berufliche Ausbildung voranzutreiben. Es war nicht die erste Reise, die vom Stein unternahm, aber die erste, die einen unglücklichen Verlauf nahm. Schon nach wenigen Wochen geriet er in den Verdacht der Industriespionage. In seiner Begleitung befand sich der Obersteiger Friedrich, der ein tüchtiger Zeichner war. Dieser begann bereits bei dem ersten Besuch eines Industrieunternehmens, Detailzeichnungen der dort arbeitenden Dampfmaschine anzufertigen. Ob nun aus eigenem Antrieb oder von Freunden gebeten, Stein versuchte offensichtlich, De-

\* Antrittsvorlesung an der Universität Hamburg im dortigen Literaturhaus am 20. April 1995

tails der neuesten Dampfmaschine in England kennen zu lernen. Diese technische Errungenschaft war in Preußen noch nicht vorhanden und die Engländer waren auch sorgsam darauf bedacht, ihren Entwicklungsvorsprung möglichst lange zu halten. Als sie Verdacht geschöpft hatten, wurden alle Fabriken vor vom Stein gewarnt. Es war für ihn eine mehr als peinliche Angelegenheit.

Ich erzähle diese kleine Anekdote gelegentlich in Vorlesungen, um die Abfolge in der Industrialisierung in England, Frankreich und Deutschland zu illustrieren. Ich bin auf diese Geschichte bei den Arbeiten für das erste Referat gestoßen, das ich an der Universität gehalten habe. Es handelte von der Biographie des Freiherrn vom Stein. Seitdem habe ich immer wieder versucht, soziologische Theorien und die dazugehörigen Personen bzw. Personenverflechtungen darzustellen, weil ich selbst gelernt hatte, dass die Verbindung von biographischen Daten und inhaltlichen Aussagen es leichter macht, Zusammenhänge zu verstehen. In meiner Einführung in die Geschichte der Soziologie habe ich mich deshalb an soziologischen Klassikern orientiert und dabei versucht, zeitgeschichtliche Elemente und individuelle biographische Daten mit den jeweiligen Stufen der Entwicklung der Theorie zu verbinden. Und so war mein Buch über Norbert Elias »Das Werden eines Menschenwissenschaftlers« auch nicht als Biographie gedacht. Ich hatte vielmehr ein Einführungsbuch in Prozesstheorie und Figurationssoziologie geplant und wollte biographische Daten einbeziehen, um so die Darstellung anschaulicher und lebendiger zu machen. Einzelne Zusammenhänge zwischen individueller Biographie und Werkgeschichte und Zeitgeschichte hatte ich besonders hervorgehoben.

Die Reaktionen auf das Elias-Buch waren unterschiedlich. Ein Herr Möller hat in der FAZ lediglich mit einem Satz in einer Sammelbesprechung geschrieben, ich hätte versucht, Elias ein Denkmal zu setzen. Dann gab es einen Rezensenten, dessen Name ich vergessen habe, der mir vorwarf, ich sei viel zu nahe an Elias dran und hätte überhaupt keinen Abstand zu ihm. Eine Rezension im Deutschlandfunk lobte dagegen meine Distanziertheit zu Elias. Daraus lässt sich ersehen, wie unterschiedlich ein Buch gelesen wird.

Mich erreichten aber auch Reaktionen von Kolleginnen und Kollegen. So schrieb eine ehemalige Münsteraner Kommilitonin sehr spontan, irgendetwas fehle da doch, ich schriebe doch gar nichts über die Sexualität von Elias, und da könne sie sich doch so Verschiedenes vorstellen. Eine andere Kollegin hat etwas flapsig reagiert und mir geschrieben, es fehlten ihr so ein bisschen die schmutzigen Geschichten. Offensichtlich erwarteten diese Leserinnen von meinem Buch, das sie als Biographie verstanden, dass außer den alltäglichen Sorgen und Nöten auch die alltäglichen Versuchungen offenbart würden. Aber bis dahin waren mir die Besonderheiten und praktischen Probleme des Biographieschreibens noch unbekannt, jedenfalls hatte ich darüber weder nachgedacht, noch Kenntnis von einer umfangreichen Literatur.

Der Anstoß, sich damit zu beschäftigen, war ein Besuch bei Knut von Harbou, damals Redakteur der Sachbuchseite der Süddeutschen Zeitung, kurz nach Erscheinen meines Buches. Er stellte mich einer Kollegin, die wir zufällig auf dem Flur trafen mit den Worten vor: »Dies ist Hermann Korte, der Biograph von Norbert Elias.« Da habe ich mich erschrocken, denn ganz offensichtlich hatte ich mich, ohne

es zu wollen, in eine Rolle begeben, deren Bedeutung mir noch gar nicht ganz klar war. Aber bei der Sympathie, die ich für biographische Daten seit je her hegte, begann ich nun, mich mit dieser Rolle anzufreunden und fing an, Biographien anderer Autorinnen und Autoren zu lesen.

Viele Biographien habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Dazu gehörte allerdings nicht jene Enthüllungsliteratur, die sich mit den dunklen Seiten eines berühmten Menschen beschäftigt, ohne dabei die Gesamtheit der Biographie im Auge zu haben. Ich mache diesen Unterschied, weil ich damit nicht Biographien wie die über Heidegger meine, an dem sich Ott, Farias und neuerdings Safranski in unterschiedlicher Weise versucht haben, um herauszufinden, wie der Zusammenhang zwischen seiner persönlichen Biographie, seiner Philosophie und seiner Stellung zum Zeitgeschehen war. Ich meine damit eher solche Bücher wie die von Roger Heitfield und Paul Carter über das geheime Leben des Albert Einstein, in dem dieser als schlimmer Chauvinist und böser Sexist dargestellt wird oder an Fuegis Bericht über Berthold Brecht als Frauenvernichter und Tantiemendieb.

Ich hatte mein Vergnügen an der »Entdeckung der Langsamkeit«, Sten Nadolnys Roman über das Leben von John Franklin, dem Entdecker der Nord-West Passage, der ein Bestseller wurde und die Langsamkeit hoffähig machte. Oder an Härtlings Hölderlin, an Hans Magnus Enzensbergers »Der kurze Sommer der Anarchie«. Das waren Bücher, die ich in ihrer unterschiedlichen Anlage sehr genau studiert habe.

Ganz außerordentlich gut fand ich die Sartre-Biographie von Annie Cohen-Solal. Nicht nur, weil sie faktenreich und gut ist geschrieben, sondern wegen des Anfangs und

des Schlusses. Die ersten 50 Seiten sind der Biographie des Vaters Jean-Paul Sartres gewidmet und der eine oder andere Rezensent hat gemeint, diese seien gänzlich überflüssig und man wisse gar nicht, was das solle. Dabei ist dieser erste Teil ein fast genialer Trick, die Dispositionen des kleinen Jean-Paul in der Geschichte des Vaters zu spiegeln, und wenn der nach dem Tod des reichlich unbekannten Familienoberhauptes mit seiner Mutter im Schnellzug von Limoges nach Paris sitzt, dann ist bereits das Tableau entfaltet. Es ist ein ähnliches Stilmittel wie das, was Umberto Eco anwendet, wenn er William von Baskerville in »Der Name der Rose« die ersten 50 Seiten in aller Ruhe über den Klosterhof gehen lässt, und so seine Leserinnen und Leser auf den Inhalt des Romans vorbereitet.

Gegen Ende des Buches habe ich mich dann sehr über die zarten Schwaden der Eifersucht amüsiert, die aus den Blättern emporsteigen. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob Annie Cohen-Solal zu gerne an der Stelle von Arlette gewesen wäre, jener bildhübschen jungen Frau, die einmal in der Woche zum alten Sartre kam, um mit ihm Flöte zuzuspielen.

## II.

Aus dem Lesevergnügen haben sich dann eine Reihe von Beobachtungen und Einsichten ergeben, von denen ich einige kurz schildern möchte. Die erste Beobachtung betrifft die Reputation, die Biographien in einzelnen Ländern haben. Ganz offensichtlich ist es so, dass in Frankreich und im anglo-amerikanischen Sprachraum das

Schreiben einer Biographie zu den angesehensten Tätigkeiten eines Literaten oder eines Schriftstellers gehört. Das ist in Deutschland nicht so. Den Heldenepen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die die deutsche Geschichtsschreibung bis in den Nationalsozialismus begleitet haben, verdankt diese Literaturgattung ein relativ niedriges Ansehen.

Ich selbst habe als junger Schüler aus dem Bücherschrank meines Großvaters deutsche Geschichte in illustrierten Bänden gelesen. Es waren eigentlich immer Geschichten männlicher Helden und waren immer sehr schön bebildert. Ich erinnere mich an einige Bilder: Otto I. zu Pferde und mit blinkender Rüstung, der den auf einen Pflug sich stützenden Hermann Billung überredet, Kanzler des ottonischen Reiches zu werden. Oder der stolze Vercingetorix, der hocherhobenen Hauptes als Gefangener in Rom einmarschiert, und besonders beeindruckend der Freischärler Schill, der inmitten seiner Getreuen sich das Hemd von der Brust reißt, damit die Kugeln des französischen Erschießungskommandos sie besser durchbohren können. Ganz verschwunden ist diese Art von Heldengeschichten bis heute nicht.

Im angelsächsischen Bereich ist das ganz anders. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Eric Malpass, der mit seinem Buch »Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung« und den entsprechenden nachfolgenden Bänden Millionenauflagen erzielt hat. Er hat mir beim 80. Geburtstag unserer Freundin Ruth Liepman erzählt, dass alle diese Bücher ihm nichts bedeuteten, dagegen die Biographie, die er über William Shakespeare geschrieben habe sehr viel, denn die werde seinen literarischen Ruhm begründen.

Auch wenn das Biographieschreiben, das muss hinzugefügt werden, in Deutschland keine besonders hohe Repu-

tation hat, so gibt es doch mittlerweile zahlreiche hervorragende Biographien. Enzensberger und Härtling habe ich schon genannt, aber ich will doch auch Wolfgang Hildesheimer (Mozart) und Günther de Bruyn (das Leben des Jean-Paul Friedrich Richter) erwähnen und Hans Jürgen Fröhlichs Schubert-Biographie, alles Arbeiten von hohem literarischem Rang und ganz und gar nicht als Heldenepen geschrieben.

### III.

Die verschiedenen Biographien habe ich nicht nur gelesen, um mein Lesevergnügen zu steigern, sondern vor allem, um zu lernen, wie eine Biographie zu schreiben ist. Die Lektüre der verschiedenen Biographien ergab aber kein eindeutiges Muster für das Schreiben einer Biographie. Das gilt sowohl für die Anlage des Textes selber, als auch für das Problem der Stellung des Autors zu der Person, die biographiert wird.

Gewiss, es gibt einige Unterschiede, die sich festmachen lassen. So ist im englischen Sprachraum Faktizität, d. h. eine Orientierung an Fakten, vorrangig, während im französischen Sprachraum eher von einer a priorischen Methode gesprochen werden kann, d. h., die Meinung über die Person, die Gegenstand der Biographie ist, steht fest, und es werden entsprechende Belege zusammengesucht und dabei auch nicht nur die feststehenden Fakten des Lebens, sondern auch andere Quellen, wie überlieferte Anekdoten verwendet. Beides hat Vor- und Nachteile.

Während die Faktizität intersubjektive Nachprüfbarkeit

ermöglicht und eher objektiv ist, bleibt ihr Präferenzrahmen beliebig, und oft ist das Ergebnis der Vielfalt der Fakten eine geringe Anschaulichkeit und schlechte Lesbarkeit. Die a priorische Methode hat ihre Vorteile in der Plastizität und in der Existenz eines roten Fadens, der sich von Beginn an durch den Text zieht. Allerdings besteht die Gefahr der Apologie, einer einseitigen Auswahl und eines sehr subjektiven Darstellungsstiles, der sich einer Nachprüfung durch andere entzieht.

Es ist klar, dass jede Biographie sich zwischen diesen Polen bewegt und die zur Verfügung stehenden Quellen entsprechend bewerten und verwenden muss. Dabei gehört zu den Quellen alles, was die zu biographierende Person schriftlich oder mündlich hinterlassen hat, also vor allem wissenschaftliche und literarische Texte, Tagebuchaufzeichnungen, Briefe. Hinzu kommen Quellen Dritter. Das sind sowohl amtliche Akten als auch mündliche und schriftliche Überlieferungen in Form von Anekdoten und Berichten von Zeitzeugen.

Ich habe auch eine Reihe von Sekundärliteratur zum Biographieschreiben studiert und dabei gefunden, dass mindestens seit Goethe die Bedeutung der Fakten ein durchlaufendes Thema ist, einem Autor/einer Autorin aber im Einzelfall die Entscheidung nicht abgenommen werden kann, wie er oder sie vorgehen will. Dies gilt auch für die zweite wichtige Frage, nämlich wie die Stellung zu der Person sein kann und darf, die biographiert wird. Der Spannungsbogen reicht von deutlich zu spürender Sympathie über distanzierte Kühle bis zu engagierter Antipathie. Auch hierzu gibt es in der Sekundärliteratur ausführliche Stellungnahmen, ohne dass einem Autor wie mir im Einzelfall eine rezeptähnliche



Vorgabe geliefert werden kann. Es bleibt nur der Rat eines Psychoanalytikers, der mir empfahl, auf keinen Fall Sympathie oder Antipathie zu verleugnen, da jeder narrative Text, so er denn nicht nur eine halbe Seite umfasst, diese sowieso zutage fördern würde.

Was auch immer ein Biograph oder eine Biographin unternimmt, er oder sie wird nicht von der Notwendigkeit befreit sein, ein eigenes Konzept zu entwerfen in der Darstellung des Lebens eines anderen Menschen. Richard Ellmann, von dem ich viel gelernt habe, hat festgehalten, dass wir nicht zuletzt dank Freud und der Psychoanalyse heute sehr viel mehr über die Komplexität einer Person wissen können, aber alles so unterschiedlich interpretiert werden könne, dass kein festes Fundament erreichbar sei. Selbst eine psychoanalytische Schulung bringe keine Sicherheit. Es bliebe doch immer noch der mahnende Satz Sigmund Freuds im Ohr, dass manchmal eine Zigarre eben nur eine Zigarre sei. Biograph oder Biographin hätten deshalb zu entscheiden, wann dies im Leben der biographierten Person der Fall gewesen sei und wann nicht.

Reinhart Kosellek hat dazu geschrieben, die Quellenkontrolle müsse das ausschließen, was nicht gesagt werden dürfe. Er hat gleichzeitig darauf verwiesen, dass jede Biographie auch einen Anteil Fiktion enthält. Wobei der Begriff Fiktion einen Gegenpol zu den Fakten benennt, gemeint sind auch Imagination oder Inspektion, Verfahren, mit denen man versucht, sich auf das Leben eines Menschen aus den Fakten einen Reim zu machen. Biographien leben nicht von der Aufzählung und vom Wiederholen sowieso bekannter Einzelheiten, sondern von der Verbindung und Zusammenschau scheinbar unzusammenhängender Fakten. Die

Quellenkontrolle ist wichtig, so Kosellek an der zitierten Stelle »nicht aber schreibt sie vor, was gesagt werden kann«. Das Stichwort Fiktion leitet über zu einer dritten Einsicht, die mir die Lektüre von Biographien und entsprechender Sekundärliteratur vermittelt hat.

Der dritte Punkt ist auf den ersten Blick banal, stellt aber für denjenigen, der schreibt, ein relativ ernstes Problem dar. Eine Biographie bedarf eines längeren Textes und, was die Schwierigkeiten vergrößert, eines erzählenden Textes. Dies deshalb, weil eine Biographie etwas anderes ist als ein Sachstandsbericht, der auf fiktive Elemente verzichtet. Ich habe bei dem vorherigen Punkt schon deutlich gemacht, dass eine Biographie ohne Fiktion nicht auskommt. Das setzt eine bestimmte Art von Text voraus, der eines ganz bestimmt nicht ist, nämlich ein wissenschaftlicher Aufsatz. Diese Sorte Text, die für einen kleinen Kreis von Fachkolleginnen und -kollegen geschrieben wird und dessen Verständlichkeit sich durch die Anhäufung von Fachbegriffen, nach Möglichkeit in der richtigen Reihenfolge, mit der inhaltlich richtigen Verwendung, nur einer kleinen Schar der scientific community erschließt.

Eine Biographie muss anderen Ansprüchen genügen. Sie soll in der Regel von einem breiten Lesepublikum verstanden werden, das eben gerade nicht über entsprechende Fachbegriffe und Vorkenntnisse verfügt. Dies ist in der Soziologie eine ungewohnte Übung. Gut und verständlich schreiben zu können, gehört nach wie vor nicht zur Qualifikation. Tabellen, Schaubilder, Anmerkungsapparate, zahlreiche, nach Möglichkeit in den Text eingestreute Literaturhinweise, ein fachinternes Vokabular, das nach den einzelnen Schulen sehr unterschiedlich gehandhabt wird, tun alles, um eine

Biographische Skizzen zu Norbert Elias

Korte, H.

2013, V, 94 S. 3 Abb., 1 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-01177-2